



12. März 2018

In der Schweizer Wahrnehmung ist die Zeit vor 1291 dunkel

Referat von Regierungsrätin Jacqueline Fehr anlässlich der Vernissage zur Ausstellung «Zürich 1218-2018» im Haus zum Rech

Lieber André Odermatt
Liebe Kathrin Gügler
Lieber Professor Teuscher
Liebe Ausstellungsmacher
Sehr geehrte Damen und Herren

Ich freue mich, heute mit Ihnen die Eröffnung der kleinen, aber feinen Ausstellung «Zürich 1218–2018» zu feiern. Nicht alle Tage ist Gelegenheit, 800 Jahre zurückzuschauen – oder, mit einem politischen Massstab gerechnet, auf eine Zeit von 200 Legislaturen.

Das frühe 13. Jahrhundert ist mir, ich gestehe es Ihnen offen, ziemlich fremd. Schweizer Schülerinnen und Schüler, darunter seinerzeit auch ich, hören Einiges von den Pfahlbauern, den alten Ägyptern, den Griechen und Römern, ihren kriegerischen Taten, ihren kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen und davon, wie diese unsere abendländische Kultur geprägt haben. Aber dann sinken die Römer im 5. Jahrhundert zur Bedeutungslosigkeit ab, und der Schweizer Geschichtsunterricht hat, Gallus hin oder her, für die nächsten rund 800 Jahre einen Aussetzer. Darum ist auch die kollektive Schweizer Erinnerung an diese Zeit mehr oder weniger dicht vernebelt. Erst 1291 taucht am Ufer des Vierwaldstättersees unvermittelt eine Bergwiese auf. Dort beschliessen drei trutzige, unglaublich weitsichtige Bartträger infolge unhaltbarer Zustände die Gründung der Eidgenossenschaft. Diese ist vom ersten Moment an ein Erfolgsmodell. Sie wächst deshalb sukzessive, trotz dem erbitterten Widerstand verschiedener fremden Herren. Diese wollen natürlich nicht einfach aufgeben, was sie einmal erobert haben, aber gegen Einigkeit, urtümlich-alpine Kraft und Kühnheit ist kein Kraut gewachsen, weder herzogliches noch königliches, kein habsburgisches und kein burgundisches. Sämtliche fremden Herren werden konsequent und für immer vertrieben aus der Alpenrepublik, in der man sich schliesslich seit jeher selbst organisiert, mitunter mit etwas Gerumpel, aber eigentlich immer basisdemokratisch – und auf jeden Fall gerecht.



So haben wir es gelernt. Natürlich habe ich jetzt stark verkürzt. Aber es ist doch so: In der durchschnittlichen Schweizer Wahrnehmung ist die Zeit vor 1291 dunkel, und die Zeit seither ist gemeinsam. Es gab zwar gegenläufige Interessen, mitunter auch handfeste Auseinandersetzungen, aber letztlich hat man sich immer wieder auf geheimnisvolle Weise geeinigt, so dass uns die Entstehung des Bundesstaates 1848 natürlich gewachsen und seine Entwicklung seither folgerichtig erschien, sozusagen als moderne Inwertsetzung der alten eidgenössischen Grundidee.

Und nun wird uns mitgeteilt, dass am 18. Februar 1218 mit Herzog Berthold V. die ursprüngliche Zähringer Linie ausgestorben sei und dass das etwas mit der Staatwerdung Zürichs zu tun habe. – Wie sollen Laien das denn zusammenbringen?

Keine Angst, ich werde Ihnen nun nicht auseinandersetzen, warum ich auch weiterhin keine enge Beziehung haben werde zu Berthold. Schliesslich sitze ich in der Kantonsregierung und nicht auf einem Lehrstuhl für Geschichte. Dort sitzen andere, z. B. Simon Teuscher, und das ist gut so. Ich habe also keine Absicht, zu dozieren oder an der bestehenden Ordnung zu rütteln. Zumindest nicht in dieser Hinsicht.

Zur Geschichte gibt es Quellen und Fakten. Zur Geschichte gibt es aber auch Erzählungen und Mythen. Diese nähren sich oft an Baudenkmalern und anderen kulturhistorischen Zeugen. So steht auf dem Lindenhof der mächtige Brunnen mit der heldenhafte Zürcherin. Wie kam sie auf das Kapitel des Brunnens?

Die Legende, die es bis zum Lexikoneintrag in Wikipedia geschafft hat, erzählt folgendes: Es soll im 13. Jahrhundert gewesen sein, als die Zürcher wieder einmal nach Grösserem trachteten und gegen Winterthur in den Krieg zogen. Die Idee endete im Desaster. Es fielen so viele Zürcher Männer, dass Zürich praktisch schutzlos zurückblieb. Die Winterthurer versuchten die Lage auszunützen und zogen ihrerseits gegen Zürich. Die verzweifelten Zürcher Frauen retteten sich aber, indem sie sich als Krieger verkleideten und mit langen Spiessen auf den Lindenhof zogen. Die Belagerer zogen ab.

Nun als Frau und Winterthurerin sage ich hier nur: *Se non è vero, è bon trovato*.

Zurück zu den Quellen: Interessant an diesem Ort ist, dass wir hier sehen, wie Herrschaftsverhältnisse ihren Niederschlag auch städtebaulich fanden. Was war also die Folge der ausgestorbenen Zähringerlinie für Zürich?

Die neuen Machtkonstellationen in unserer Gegend im frühen 13. Jahrhundert bot der Zürcher Bürgerschaft Gelegenheit, ihre Interessen eher wahrzunehmen und durchzusetzen als bis anhin. Das Jahr 1218 wird von der Forschung als Ausgangspunkt dafür verstanden. Durch den Tod von Berthold V. wurde Zürich direkt dem König unterstellt. Ein wichtiges Symbol der Herrschaft über Zürich, die Stadtburg auf dem Lindenhof, wurde in dieser Zeit abgerissen. Wie sie ausgesehen haben könnte, wie sie die alte Stadt dominierte, hat die Stadtarchäologie in animierter Form rekonstruiert. Für heutige Augen ist das eindrücklich. Spannend ist aber auch, und das ist der städtebauliche Bezug, dass der Lindenhof seither nie mehr überbaut wurde. Das frühere Machtzentrum der Stadt auf dem kleinen Hügel, wo zuvor Könige auf Pfalzen residierten und später die Grafen von Lenzburg und wohl auch die Herzöge von Zähringen sich aufhielten, verschwand. Und es kam nie mehr dazu, dass am Ort der alten Herrschaft ein neues Gebäude aufgestellt wurde.



Der Lindenhof ist bis heute eine Baubrache geblieben und steht in seiner ganzen Leere als Symbol für eine Ordnung ohne Könige und Herzöge. Einer Demokratin gefällt deshalb der Lindenhof nicht nur als lauschiger Ort, sondern auch deshalb, weil er so leer geblieben ist.

Rechtlich gesehen fiel die Stadtherrschaft an die Äbtissin des Fraumünsters. Faktisch aber übernahm eine Handvoll Stadtbürger das Zepter, mehr oder weniger lose organisiert in einem Rat. Die Verhältnisse wurden damit nicht von einem Tag auf den anderen umgekrempelt. Die beiden grossen Kirchen, das Grossmünster und das Fraumünster, blieben noch während Jahrhunderten zentrale Machtinstanzen, die über Untertanen geboten und Rechte ausübten. Und selbstverständlich blieb Zürich auch als Stadt der Bürger reichstreu, liess sich seine Rechte regelmässig durch den König bestätigen und leistete seine Abgaben. Von Unabhängigkeit oder Freiheit im modernen Sinn kann also nicht gesprochen werden – auch nicht von Gleichheit, denn die Bürger hatten Untertanen, auf der Landschaft und in der Stadt. Und die Bürgerschaft hatte auch nur ein Geschlecht – und das war nicht weiblich.

Auf jeden Fall scheinen sich die Zürcher Stadtbürger seit dem 13. Jh. erfolgreich bemüht zu haben, den eigenen Einfluss innerhalb eines sich ständig wandelnden Ganzen zu vermehren und zu behaupten. Mit Umsicht, Kompromissbereitschaft und Glück ging man ans Werk, mitunter auch mit Rücksichtslosigkeit und Härte, vor allem gegenüber solchen, die sich neu in der Stadt etablieren wollten. Ein Aufenthaltsrecht erhielt, wenn überhaupt, nur, wer auch dafür bezahlen konnte. Der Hauptfokus der Bürger lag vor allem auf wirtschaftlicher Prosperität, weniger auf der Umsetzung von hehren Idealen – schon gar nicht von solchen, die frühestens im 19. Jahrhundert erfunden wurden, wie etwa der Patriotismus.

Ebenso wenig darf man sich diese Entwicklung vorstellen als schnell oder absolut. Zeigen lässt sich dies etwa an den Ratssiegeln, die ebenfalls Teil der Ausstellung sind. 1225 erscheint dort neben Felix und Regula auf einmal Exuperantius als "Bürgervertreter". Er verschwindet zwar bald wieder, weil das wahrscheinlich dem Gross- und dem Fraumünster nicht passte. Aber über 100 Jahre später taucht er wieder auf – und bleibt auf dem Stadtsiegel bis ins 19. Jahrhundert.

Also doch ziemlich viel Kontinuität über die Jahrhunderte? In einem bestimmten Sinn schon. Wohl vor allem deshalb, weil den Trägern der Macht hauptsächlich die Wahrung des inneren Friedens und die Rechtssicherheit wichtig waren. Und wohl auch nur deshalb, weil sie bereit waren, sich an "globale" Gegebenheiten anzupassen und kompromissbereit zu bleiben.

Auch das Bündnis mit der Eidgenossenschaft ist Ausdruck dieser Haltung. Dieses Bündnis war weder exklusiv noch stand fest, dass es für immer überdauern würde. Es war ein Vertrag, der die Position Zürichs auf der politischen Landkarte festigen sollte. Andere Ausrichtungen oder Anlehnungen wären möglich gewesen. Und tatsächlich gab es ja bis ins 19. Jahrhundert immer wieder Situationen, in denen ziemlich offen war, wie es mit Zürich und der Eidgenossenschaft weitergehen würde.



Mit historischen Quellen und dem Wissen von heute ist es uns möglich, Blicke zurückzuwerfen in eine längst vergangene Zeit – und daraus etwas zu lernen. Es gibt zahllose Versuche, die Geschichte zu benutzen, um daraus die eigene Gegenwart direkt herzuleiten und sie daraus zu legitimieren. – Aber gerade das lässt sich lernen durch solche «Rück-Blicke»: Für die plumpe Legitimierung des Heute sollte die Vergangenheit nicht herhalten müssen. Vielmehr kann die Geschichte eine Basis sein dafür, von egozentrischer Kausalität abzurücken und differenzierte und distanzierte Blicke nicht nur zurück, sondern auch auf die Gegenwart und auf sich selbst zu richten.

Unsere kleine Ausstellung leistet dazu einen Beitrag. Dafür danke ich den Beteiligten herzlich.